



DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: »DÜSSELDORFER JONGES«
SCHRIFTFÜHRUNG: DR. PAUL KAUSAUSEN, DÜSSELDORF
IX. JAHRGANG HEFT NR. 9



Die alte Düsseldorf Schiffsbrücke
nach einem Gemälde von Wilhelm Schreuer.
(Das Original besitzt unser Vereinsbaas Karl Goertz)

Hans Müller-Schlösser:

Jan Lieverling

(Eine Anekdote vom Niederrhein)

In einem Städtchen am unteren Rhein saßen drei wohlbeleibte Herren an dem langen Beratungstische im Sitzungszimmer des Rathauses, der Amtmann, der Bürgermeister und der Vogt. In dem Sonnenstrahl, der durch das hohe Fenster auf den Tisch fiel, blinkten Schweißtropfen auf der roten Stirne des Bürgermeisters. Auch dem Amtmann war es heiß. Er lüftete mit dem Zeigefinger die Halsbinde, pustete und schloß seine Rede:

„— und somit bitte ich Euch, ehrenfeste Herren, gegen den Inkulpaten mit der größten Strenge zu verfahren, maßen die Wilddieberei in hiesiger Gegend überhand nimmt. Es muß ein Exempel statuiert werden.“

Der Bürgermeister wiegte den Kopf.

„Es gibt viele arme Leute hierzulande, Herr Amtmann, und wer Hunger hat, fragt nicht nach dem Jagdrecht. Seine kurfürstlichen Gnaden spüren's nicht, wenn ein Häselein weniger im Reviere hoppelt, wir aber merken's an unserem Kohl und Klee.“

„Um ein Häselein, Herr Bürgermeister“, entgegnete der Amtmann, „tät' ich kein Wort verlieren, aber kein Bock ist sicher vor dem Diebesgesindel, und letzhin hat man sogar einen Hirsch geschossen, und der ist verludert.“

Der Vogt meinte, die kurfürstliche Forstmeisterei solle zur Aufsicht ein Dutzend Jagdknechte ins Revier schicken.

„Die wildern auch!“ rief der Bürgermeister und lachte.

Der Amtmann runzelte streng die Stirn.

„Die Aufsicht, Herr Vogt, gehört zu Euren Pflichten, und seid versichert, daß man an höchster Stelle übel vermerken würde, so

Ihr diese Pflicht versäumt. Aber genug, meine Herren. Man führe den Inkulpaten herein.“

Er gab dem Stadtknecht, der an der Türe stand, ein Zeichen, und der ging hinaus und kam nach kurzer Weile mit einem jungen Menschen wieder herein, dessen Hände mit einer Kette gefesselt waren. Der Hunger sprach aus seinen hohlen Wangen, aber aus seinen Augen sprühten Mut und Humor.

„Ich grüße Euch, gestrenge Herren!“ sagte er und verbeugte sich. „Es tut mir leid, daß ich Euch so früh — hat's nicht gerade Zehn geschlagen? — molestieren muß.“

„Er hat das Maul zu halten, bis man ihn fragt!“

„So fragt, Herr!“ sagte der junge Mann mit gespielter Bescheidenheit. „Die Antworten kitzeln mich schon auf der Zunge.“

Der Amtmann machte ein böses Gesicht. „Er scheint nicht zu wissen, daß es Ihm um Hals und Kragen geht! Er ist bei der Wilddieberei ertappt worden. Gesteht Er den Frevel ein?“

„Ich kann's nicht leugnen.“

„Und wenn Er's wollte, wir hätten Mittel, Ihn zum Reden zu bringen!“

„Überflüssig, Herr“, entgegnete der Wilderer. „Ich rede für mein Leben gern. Doch nehmt mir zuvor die Kette ab; sie schneidet mir ins Fleisch.“

„Stadtknecht“, sagte der Bürgermeister, „nehmt ihm die Kette ab.“

Es geschah. Die Kette klirrte am Boden. „Ihr seid sehr gnädig, Herr Bürgermeister!“ tadelte der Amtmann.

„Er läuft uns ja nicht weg.“

„Hm“, machte der Amtmann und wandte

sich an den Wilderer. „Wie heißt Er?“

„Jan Lieverling.“

„Wo ist Er geboren?“

„Das weiß ich nicht.“

„Leben Seine Eltern noch?“

„Ich hab' sie nie gekannt.“

„Was hat Er gelernt?“

„Ich kann meinen Namen schreiben.“

„Was Er nicht sagt! Was kann Er noch?“

„Ich kann würfeln, daß Ihr nicht mehr als ein Auge werft. Ich spiele mit Euch Karten, daß Ihr nie aus dem Schneider kommt. Ich kann wiehern, daß mir die Stuten nachlaufen. Und wenn ich krähe, vergessen die Hühner das Eierlegen. Und saufen, Ihr Herren, saufen kann ich, ah! Bringt mir zum Spaß einen Stiefel voll Wein. Ihr zählt nicht bis zehn, und ich halte ihn Euch noch einmal zum Füllen hin.“

Der Bürgermeister lachte.

„Das soll Er mir vormachen!“

„Zur Sache!“ rief der Amtmann. „Stadtknecht, erstatte Er seinen Bericht!“

Der Stadtknecht trat einen Schritt näher an den Tisch und begann:

„Heut' morgen in der Früh — es dämmerte noch — ging ich über Feld, um Salbei zu pflücken. Meine Frau nämlich ist engbrüstig, und da wollte ich sie schwitzen lassen —“

„Bleibe Er bei seinem Bericht!“ verwies ihn der Amtmann.

„Ja, Euer Gnaden. Ich ging also über Feld, da sah ich den Kerl hier, wie er aus einer Schlinge ein Kaninchen zog.“

„Ein Kaninchen, da hört Ihr's, Ihr Herren!“ rief der junge Mann. „Dazu ein mager, elendig Tierchen. Wiegt das so schwer auf der Waage des Gerichts?“

„Warum tat Er das?“ fragte der Amtmann.

Jan Lieverling lachte.

„Was lacht Er?“

„Ihr fragt wie einer, der nicht weiß, was Hunger ist.“

Der Amtmann räusperte sich feierlich und sagte:

„So wäre also dieser Fall des Spruches reif. Der Inkulpat bekennt sich schuldig, im kurfürstlichen Forst gewildert zu haben. Er wird deshalb verurteilt zu der Strafe —“ er unterbrach sich und schaute nach der Türe. „Was ist denn, Stadtknecht? Was will Er?“

„Mit Verlaub, Euer Gnaden“, antwortete der Stadtknecht. „Da ist ein Bauer, Tillmann vom Küttelshof, der hätte noch ein Wörtlein zu der Sach' zu sagen.“

„So hol' Er ihn herein.“

„Mag sein“, fuhr der Amtmann fort, während der Stadtknecht hinausging, „mag sein, der Bauer kennt den Inkulpaten besser, als der sich selber kennt. Ich bin recht begierig zu hören, was der Bauer zu vermelden hat.“

Der Bauer erschien in der Türe, zog die Füße aus den groben Holzschuhen und trat auf geflickten Wollsocken näher.

„Ihr seid der Bauer Tillmann?“

„Ja, Herr Richter.“

„Ihr kennt den Kerl hier?“

„Ja, Herr Richter, das ist er.“

„Wer ist es?“

„Das ist er, der mir die Scheune angesteckt hat.“

„Was?“

„Ich?“ rief Jan Lieverling, „Scheune angesteckt?“

Der Bauer nickte.

„Fünf Morgen Frucht lagen drin. Alles zu Pulver verbrannt! Und der hat das Feuerchen gemacht.“

„Das ist nicht wahr! Ich habe kein Feuer gemacht! Das ist Verleumdung, niederträchtige —“

„Halt' Er's Maul!“ gebot der Amtmann. „Ah, wie Er blaß geworden ist!“

„Vor Zorn, Herr! Er hat kein Recht, mich zu beschuldigen. Er tut's aus Niedertracht und bösem Willen!“

Der Amtmann winkte ihm zu schweigen und wandte sich an den Bauer.

„Tillmann, erzähl' Er einmal umständlich, was Er weiß.“

„Was ich weiß, ist das: Gestern abend, wir saßen um den Tisch und aßen unser bißchen Suppe, da kommt dieser Kerl und will Essen und Quartier. Nicht, daß er bescheiden bittet, nein, er fordert's barsch.“

„Ich habe ihn gebeten“, rief Jan, „zwar nicht wie ein Hund, der um sein Fressen winselt.“

„Und dennoch“, fuhr der Bauer fort, „hätt' ich ihm von dem Wenigen mitgegeben, das mich mit Frau und Kindern kümmerlich ernährt —“

Der Bürgermeister unterbrach ihn.

„Tillmann, Ihr seid bekannt dafür, daß Ihr noch keinem Bettler auch nur eine Kruste geschenkt habt!“

„Die Zeiten sind so schlecht, Herr Bürgermeister! Ich kann nicht mit jedem teilen.“

„Für ein Stück Brot und etwas Speck hätt' ich ihm herzlich Dank gesagt. Ich hatte seit drei Tagen nur rote Rüben gegessen. Er fuhr mich an wie sein bissiger Köter, den er auf mich hetzte.“

Der Bauer schaute ihn giftig an.

„Er schimpfte und warf Steine gegen die Fensterläden, die ich zum Glücke zugeschlagen hatte. Er wünschte mir den Teufel auf den Hals und den roten Hahn aufs Dach — und in derselben Nacht brannte meine Scheune ab!“

„Aha!“ sagte der Amtmann und nickte. „In derselben Nacht brannte seine Scheune ab, aha!“

„Ich will nicht leugnen, daß ich auf ihn geschimpft habe. Man ist nicht sonderlich höflich, wenn der Magen bellt. Ich will auch zugeben, daß ich ihm mit Teufel und Brand gedroht habe. Aber ein Brandstifter bin ich nicht, Ihr Herren! Ich bin ein armer Teufel, der Hunger hat.“

Der Amtmann grinste höhnisch.

„Er soll sich an seiner Henkersmahlzeit bauchsatt essen!“

Der Bürgermeister aber wandte sich an den Bauer und fragte:

„Tillmann, habt Ihr gesehen, daß er Euch die Scheune angesteckt hat?“

„Gesehen? Geradezu gesehen hab' ich's nicht. Es war ja finstere Nacht. Aber wer anders kann's getan haben, wenn nicht er? Und er hat's getan! Ich könnt's Euch beschwören!“

„Schwört nicht so leicht, Tillmann!“ warnte der Bürgermeister.

„Ich wollte wetten, daß er's getan hat“, sagte der Vogt überzeugt.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf.

„Aber was der Bauer sagt, ist doch kein Beweis.“

„Ich habe keinen Zweifel, daß er der Brandstifter ist“, sagte der Amtmann und fuhr mit der Hand durch die Luft, als wollte er jeden Zweifel wegwischen.

„Ich bin es nicht!“ rief Jan.

„Und ob Er als Wilddieb oder als Brandstifter gehenkt wird, das macht keinen Unterschied.“

„Ich bin unschuldig, Ihr Herren! Seid nicht so rasch mit dem Henken bei der Hand! Nachher tut's Euch leid!“

Der Amtmann stand auf.

„Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück.“

Die Herren gingen in ein Nebenzimmer und zogen die Tür hinter sich zu.

Es war eine Weile still. Jan Lieverling drehte sich zum Fenster um und schaute auf den in der Sonne liegenden Marktplatz.

Der Stadtknecht trat auf ihn zu.

„Ich an deiner Stell', ich wär' nicht so frech. Das Gericht ist nicht gut auf dich zu sprechen. Pass' auf, Kerl, der Strick für dich ist schon gedreht!“

„Man hängt keinen Menschen um ein Karnickel!“

„Aber wegen meiner Scheune wirst du hängen!“ sagte der Bauer befriedigt.

„Hätt' ich sie dir doch angesteckt!“ rief Jan voll Zorn. „Wärst du doch mit draufgegangen mitsamt deinem Korn! Könnt' ich dir ans Fell, du Lump!“

Er sprang auf den Bauer zu und packte ihn am Halse.

„Zu Hilfe!“ rief der Bauer kläglich. „Ich krieg' keine Luft!“

Der Stadtknecht riß Jan zurück.

„Halt! Halt! Willst du noch obendrein Totschläger werden!“

„Wenn ich schon gehenkt werden soll, will ich wissen, warum.“

Die Tür des Nebenzimmers öffnete sich wieder, und die Herren traten herein und stellten sich hinter den langen Tisch. Der Amtmann schlug mit einem hölzernen Hammer auf den Tisch und verkündete feierlich:

„Das Gericht hat für Recht erkannt: Der Jan Lieverling wird wegen der eingestandenen Wilddieberei und wegen der durch den Zeugen Tillmann erwiesenen Brandstiftung zum Galgen verurteilt.“

„Das ist ein falsches Urteil!“ schrie Jan. „Ich bin unschuldig! Ich appelliere an den Kurfürsten!“

„Stadtknecht“, befahl der Amtmann ruhig, „führe Er den Verurteilten in den Turm zurück. Aber wohlverwahrt, daß der Vogel nicht entwischt!“

Der Stadtknecht packte Jan an Kragen und Handgelenk und stieß ihn hinaus. Jan wehrte sich und schrie:

„Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“

Und gab dem Bauer, der dem Stadtknechte beistehen wollte, einen Tritt, daß er gegen den Richtertisch flog.

Nach dieser Gerichtstätigkeit gingen die Herren zu einem kühlen Trunk in das Haus des Vogts. Als sie sich verabschiedeten, sagte der Amtmann zu dem Vogt:

„Sorgt, daß die Hinrichtung des Delin-

quenten in der nächsten Zeit vollzogen wird. Denn das ist ja Eure Sache.“

„Meine Sache?“

„Ihr seid als Vogt nach den gültigen Verordnungen verpflichtet, die Hinrichtung mit Eurem Gelde zu bezahlen. Das ist Euch doch bekannt. Ihr habt ja dafür das Recht, die Habe des Verurteilten in Besitz zu nehmen.“

„Die Habe des Verurteilten?“ wiederholte der Vogt und lachte spöttisch. „Was hat er denn? Doch bloß, was er auf dem Leibe trägt. Und das ist bloß verschlissener Plunder.“

„Ihr müßt Euch an die Verordnung halten, Vogt.“

„Ich habe wenig Lust, mein gutes Geld für so einen Nichtsnutz in den Dreck zu werfen, Herr Amtmann.“

„Das ist Eure Sache.“

„Und nicht wenig wird es kosten. Denn wir haben keinen eigenen Henker. Den müßten wir mit Gehilfen und Gerät aus Ratingen kommen lassen. Und zudem ist der Galgen morsch. Der bricht zusammen, wenn einer dran baumelt. Er muß instandgesetzt werden. Und ich müßt's bezahlen! Muß der Kerl denn gehenkt werden? Könnte er nicht auf eine andere Art — zum Exempel im Mühlenteich —“

„Er ist zum Galgen verurteilt, und dabei muß es bleiben. Urteil ist Urteil.“

„Meine Herren“, meinte der Bürgermeister, „die Hinrichtung hat ja keine Eile. Wir wollen den armen Teufel vorderhand im Turm sitzen lassen. Da ist er wohlverwahrt. Das übrige findet sich.“

*

Unterdes hatte der Stadtknecht den armen Sünder nach dem Turm gebracht. Er übergab ihn dem alten Notteboom, der neben dem Amt des Turm- und Gefangenewächters das ehrsame Schreinerhandwerk betrieb, denn der Wächtersold war karg.

Der Alte ging von seiner Hobelbank in seine Schlafkammer, wo der Schlüsselbund an der Wand neben seiner Schlafstatt hing.

Den Stadtknecht mit seinem Gefangenen ließ er so lange in dem kühlen Flure warten.

Jan Lieverling blinzelte hinaus in das grelle Sonnenlicht und überlegte: ein Sprung und du bist draußen in Leben und Freiheit! Und er maß mit einem schrägen Blick die Entfernung bis zur Türe; da verschwand das Sonnenlicht hinter einem Mädchen, das mit raschen Schritten den steinernen Dürpel heraufkam. Das Mädchen trug einen Korb mit frischgepflückten Äpfeln.

„Jungfer Settchen!“ begrüßte der Stadtknecht das Mädchen.

Das Mädchen nickte, schaute mit großen Augen Jan Lieverling an und reichte ihm stumm zwei Äpfel.

Jan Lieverling nahm sie und sagte:

„Ich dank' Euch, Jungfer! Ihr seid der erste Mensch, der mir Gutes tut, und dazu ungebeten.“

Das Mädchen wurde rot und ging schnell weiter und verschwand durch eine Tür am Ende des Flures.

Da kam der Alte mit dem rasselnden Schlüsselbund, und nicht lange danach saß Jan Lieverling in einer dunklen Zelle auf der Pritsche und aß die beiden Äpfel. Als er sie verzehrt hatte, sprang er auf die Pritsche und warf die Äpfelkitschen durch das vergitterte Fensterchen. Er sah den dunkelblauen Sommerhimmel und hörte das Zwitschern der Vögel. Er seufzte. Dann aber schüttelte er die trüben Gedanken ab und sumnte und sang:

„Der Vogel singt zu jeder Frist,
Wie ihm der Schnabel gewachsen ist.
Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Ich piiff' auf alle Erdenpein!“

*

„Wer war der Bursch, den Ihr soeben eingesperrt habt?“

„Ein Wilddieb“, antwortete der Alte.

Das Mädchen schaute dem Alten zu, der mit dem Hobel über ein Tannenbrett fuhr. Der harzduftende Span ringelte sich über seiner Hand und fiel zu Boden.

„Ein hübscher Bursch“, sagte das Mädchen und schaute über ihren Vater hinweg durchs Fenster.

„Ein Taugenichts! Ein Tagedieb! Und gehenkt wird er!“

„Oh!“ rief das Mädchen und erblaßte.

„Ist zwar schad' um den Kerl! Und könnte mir bei der Arbeit helfen. Aber gehenkt wird er.“

Das Mädchen drehte sich um und ging mit gesenktem Kopfe wieder hinaus.

*

Acht Tage saß Jan Lieverling schon in dem Turme, da ging der Stadtknecht zum Bürgermeister.

„Mit Verlaub, Herr Bürgermeister, was geschieht mit dem Wilderer?“

„Gehenkt wird er“, antwortete der Bürgermeister.

„Schon recht — oder unrecht, aber das geht mich nichts an — wann soll er denn gehenkt werden?“

„Das ist Sache des Vogts.“

„Hm — hm — schade um den Jungen, Herr Bürgermeister!“

„Ja, schade — und — und wenn's nach mir ginge —“

„Ah, ich kapiert!“ sagte der Stadtknecht und nickte. „Der arme Teufel hat es also Euch zu danken, daß er noch lebt.“

Der Bürgermeister schmunzelte.

„Oh, nein, nicht mir — dem Vogt!“

„Dem Vogt?“

„Ja. Der will das Geld nicht hergeben für das Hängen. Diesmal tut sein Geiz was Gutes.“

Der Stadtknecht riß die Augen auf und grinste.

*

Der Stadtknecht ging sogleich nach dem

Turme. Er müsse, machte er dem Alten weis, im Auftrage der hohen Obrigkeit ein Wörtlein mit dem Gefangenen reden.

Der Alte gab ihm die Schlüssel.

Jan Lieverling erschrak, als der Stadtknecht in seine Zelle trat.

„Zum Galgen??“

„Nein, das hat noch seine Weile.“

Der Stadtknecht drückte Jan auf die Pritsche.

„Ich möcht' dir was verraten, was dir vielleicht nützen könnte.“

Jan schaute ihn gespannt an.

„Ich habe“, fuhr der Stadtknecht fort, „auch so einen Jungen, wie du bist — so alt, meine ich, nicht so einen Taugenichts wie du! Er ist auf Wanderschaft. Mag leicht sein, er hat auch einmal Hunger und kommt in solche Not wie du. Drum will ich dir verraten, warum es noch Weile hat mit deinem Hängen. Es ist zwar gegen meine Pflicht, aber ich denk' dabei an meinen Jungen, und daß der Himmel ihm, wenn er in Not und Gefahr gerät, auch einen schickt, der ihm hilft. Hör'! Der Vogt ist ein filziger Kerl. Er will das Geld nicht geben, das nötig ist, um dich zu hängen. —“

„— und solange er das Geld nicht gibt —“ unterbrach ihn Jan.

„— solange bleibst du ungehenkt“, fuhr der Stadtknecht fort. „Ich hab' gemerkt, du bist ein witziger Kopf. Vielleicht kannst du mit dem, was ich dir verraten habe, ein Loch graben aus diesem Turm.“

Jan Lieverling sprang auf.

„Ich dank' Euch, guter Mann!“ rief er, lief ein paarmal durch die Zelle, blieb vor dem Stadtknecht stehen und flüsterte mit pfiifigem Gesicht: „Ich glaub', mein Witz hat schon das Loch gefunden! Geht zu den hohen Herren. Ich lass' sie submisses um Gehör bitten.“

*

Vor dem Amtmann, dem Vogt und dem Bürgermeister stand Jan Lieverling. Der

Amtmann schaute ernst und streng drein, der Vogt machte ein ärgerliches Gesicht, der Bürgermeister aber schmunzelte. Der Stadtknecht stand an der Türe und schaute gespannt von einem zum andern.

„Er wollte Gehör“, fing der Amtmann an. „Nun gut, Er hat es. Was will Er?“

„Ich will gehenkt werden“, antwortete Jan Lieverling in Ton und Miene, als ob er um eine selbstverständliche Kleinigkeit bäte. „Ihr habt mich zum Hängen verurteilt, nicht zum Sitzen. Ich sitze schon über eine Woche im Turm. Hängt mich also oder laßt mich laufen.“

„Der Bursche hat recht“, sagte der Bürgermeister. „Er kann verlangen, daß er ohne Verzug gehenkt wird. Die Haft im Turm ist wider Recht und Urteil.“

Dem Amtmann sah man an, daß ihm der Fall sehr unbequem war.

„Ihm soll schon werden“, rief er schroff, „nach Gesetz und Urteil! Es ist da nur noch — die Bewilligung der Unkosten —“

„Welche Unkosten, Ihr Herren?“ fragte Jan mit harmlosem Gesicht.

„Wenn Er Geld hätte“, fiel der Vogt ein, „dann wäre Er bald gehenkt. So muß Er eben warten.“

„Geld?“ wiederholte Jan und tat erstaunt. „Ich hab' doch Geld!“

Die Herren rissen die Augen auf.

„Er hat Geld??“

„— oder kann's beschaffen. Gott danke ich auf den nackten Knien, daß kein Geld da ist, mein Henken zu bezahlen. So ist es doch?“

Und er schaute die drei Herren der Reihe nach an.

Mit ihrem verdrießlichen Schweigen bejahten sie seine Frage.

„Wär' das Geld da, so hinge ich jetzt schon längst am Galgen, und die Raben wetzten ihren Schnabel an meinen Knochen. Fleisch ist ja nicht mehr viel dran! Ich will dem hohen Gericht einen Vorschlag

machen: Ich will mir mein Hängen ehrlich verdienen.“

„Was heißt das, verdienen?“

„Ich will arbeiten, bis das Geld für den Strick, für den Henker und für alles da ist, um einen armen Teufel wie mich vom Leben zum Tode zu befördern.“

Die drei Herren schauten sich verdutzt an, bis der Bürgermeister nickte. Da nickte der Amtmann auch, und der Vogt schlug auf den Tisch und rief:

„Das nenne ich mir einen verteuftel guten Vorschlag! Ich stimme zu.“

Der Amtmann grinste.

„Das habe ich von Euch erwartet, Vogt. Ich meinerseits habe nichts dawider. Und Ihr, Bürgermeister?“

Der Bürgermeister, der hinter einem Aktenblatt dem Stadtknecht mit dem Finger drohte, wogegen der Stadtknecht, die Hand betuernd auf die Brust legend, mit unschuldvoller Miene den Kopf schüttelte, der Bürgermeister also ließ das Aktenblatt fallen und nickte eifrig und rief:

„Ich, meine Herren, rate, den Vorschlag des Verurteilten anzunehmen. So gewinnt der Bursche überdies Zeit, sich vielleicht wenigstens von der Brandstiftung reinzuwaschen.“

„Also gut“, schloß der Amtmann. „Sein Vorschlag ist angenommen.“

„Ich danke Euch, Ihr Herren!“

„Wo will Er denn arbeiten?“

„Beim Turmwächter. Der ist Schreiner. Ich versteh' was von seinem Handwerk. Er hat einen Gehilfen nötig.“

„Gut —“

„Sehr gut!“ verbesserte der Vogt und rieb sich die Hände.

„Stadtknecht, führ' Er den Verurteilten in den Turm zurück. Der Turmwächter erhält die nötigen Anweisungen.“

*

Jan Lieverling arbeitete in der Werkstatt des Turmwächters. Er arbeitete gewissen-

haft und mit der von der Sorgfalt gebotenen Langsamkeit. Kein Brett legte er aus der Hand, wenn es nicht gehobelt war, daß es glänzte wie poliert. Und die Zapfen mußten sitzen ohne Spiel auch nur von des Haares Breite. Und lieber legte er zehnmal das Winkelmaß an, als daß er sich beim Zusammenfügen überhastete. Und der Alte trieb ihn nicht, im Gegenteil, er riet ihm, sich nur ja Zeit zu nehmen, wenn er ehrliche und anständige Arbeit liefern wolle. Und so kamen bei dem kargen Lohn, den der Alte seinem neuen Gehilfen zahlte, die Gulden nur langsam zusammen, trotzdem ein Vierteljahr schon verstrichen war. Die letzten Äpfel waren geerntet, das letzte Heu trocknete auf den Wiesen, das Laub der Bäume färbte sich schon.

Der Vogt zählte die Henkersgulden, die ihm der Meister gewissenhaft brachte, wohl dutzendemale, aber sie langten immer noch nicht, um den Urteilspruch zu vollstrecken. Zudem ging ein Teil des Lohnes noch ab für die Verköstigung des Verurteilten. Mit Wasser und Brot allein konnte er die schwere Arbeit nicht leisten, er mußte auch Fleisch haben und gutgefettetes Gemüse. Und dafür sorgte Settchen, des Turmwächters Tochter. Und ein Pfeifchen Tabak war dem armen Kerl wohl auch zu gönnen.

Aber schließlich, sagte sich Jan Lieverling, mußten die für seine Hinrichtung erforderlichen Gulden doch zusammenkommen. Und das fiel ihm schwer aufs Herz, zumal ihm das Leben mit jedem Tage schöner erschien und der Tod im gleichen Maße verhaßter; denn zwischen dem Galgen und einem hübschen Mädchen ist die Wahl nicht schwer. Und traurig hobelte er, seufzend sägte und verzweifelt hämmerte er. Settchen sah es und fühlte mit ihm, und aus ihrem Mitleid mit dem armen Teufel keimte rasch die Liebe zu dem strammen Burschen.

Der kalte Novemberwind blies um den Turm und um das Haus des Vogts und riß

die letzten welken Blätter von den Bäumen, aber der letzte Gulden fehlte immer noch. Und obendrein war der Delinquent krank geworden und lag fiebernd unter den Federn und trank Lindenblütentee.

Dem Vogt wurde es schwül, wenn er daran dachte, daß die leidige Angelegenheit womöglich noch Gottweißwielange sich hinziehen könnte. Er erwog schon, das fehlende Geld aus der eigenen Tasche zuzulegen; aber nicht so sehr sein Geiz als ein dunkles, warnendes Gefühl hielt ihn davon ab. Schließlich setzte er sich aus Furcht vor der Verantwortung hin und schrieb an den höchsten Gerichtsherrn des Landes: An Friedrich III. von Köln, Erzbischof des Heiligen Römischen Reiches Kurfürst, Herzog zu Westfalen und Engern, sei hiermit untertänigst berichtet — — usw. usw.

*

Eine Woche später trat der Stadtknecht in die Werkstatt des Turmwächters.

„Jan Lieverling!“ rief er, „Du sollst sogleich mit zum Vogt!“

Jan erschrak und schaute Settchen mit einem Blick voll Abschiedstrauer an.

Settchen fiel ihm weinend um den Hals.

„Hallo, Ihr Zwei!“ rief lachend der Stadtknecht. „Da ist kein Grund zu weinen!“

Jan starrte ihn an.

„Das Ding hat sich gut für dich gewendet, Jan Lieverling!“

Jan sprang auf ihn zu und faßte ihn an der Schulter.

„Sagt es, guter Mann, bin ich frei?“

„Nee, diesmal verrat' ich nichts. Du sollst sogleich mit aufs Amt.“

„Da geh' ich mit!“ sagte Settchen und warf sich ein Tuch um die Schultern.

„Das wär' vielleicht nützlich, Jungfer Settchen.“

Der Amtmann, der Vogt und der Bürgermeister saßen feierlich wie vor mehr als einem halben Jahre bei der Verurteilung Jans hinter dem Richtertische, als Jan mit Settchen und dem Stadtknecht eintraten. Die Mienen der gestrengen Herren waren aber nicht mehr drohend wie damals, sondern freundlich und milde.

Der Amtmann erhob sich.

„Jan Lieverling, ich habe Ihn kommen lassen, um Ihn einen Befehl unseres kurfürstlichen Herrn vorzulesen.“

Er nahm einen großen, von einem Wachsiegel beschwerten Brief vom Tische und las:

„Wir, von Gottesgnaden Kurfürst und Erzbischof von Köln — usw. belohnen die seltsame Gewissenhaftigkeit, mit der Jan Lieverling seine Hinrichtung sich erarbeiten wollte, mit seiner Begnadigung, wenn sich eine unbescholtene Bürgerstochter bereitfinden würde, aus dem nichtsnutzigen Schelmen einen braven, arbeitsamen Ehemann zu machen. Überdies sind Wir willens, den Jan Lieverling seiner gescheuten Gedanken wegen in Unsere Dienste zu nehmen.“

Jan Lieverling schaute mit strahlendem Gesicht den Amtmann an.

Settchen faßte Jan bei der Hand und sagte, rot vor Verschämtheit und Freude:

„Ich bin die Bürgerstochter, die ihn zum Manne haben will, denn ich weiß, er wird ein braver Ehemann und arbeitsamer Bürger.“

*

Um der Gerechtigkeit willen muß noch gemeldet werden, daß der Vogt dem glücklichen Paare die erarbeiteten Hinrichtungskosten als Hochzeitsgabe schenkte.

*

Vier Gedichte von Willi Scheffer

Wonder

E Wonder kom no öwer Nacht,
Ich soh en aller Herrjottsfröhe
Ne Pfürsichboom en Frühlingspracht
Voll rosarode Blömkes blöhe.

En Mähl, die soß do medde drenn
On dat ihr Ledche fröhlich schluchze.
Ich soh e Kengk voll lostje Senn
Nomm Himmel jriefe on laut juchze.

Dat Kengk, die Mähl, bejriefe nitt,
Worömm ons alde Ähd so prächtig.
De Sorg, et Leid, m'r wöhd et quitt,
M'r sühd on staunt on es andächtig.

On all die Pracht weckt Lost on Mot,
M'r jrieft zum Rucksack on zum Stecke.
Minn Frau die kriescht: „Wat för ne Hot
Soll ich zum blaue Kleid antrecke?“

Et Motorrad

D'r Deuwel hätt dat Deng erfonge,
Zu onser Ziet jing m'r zu Foß.
Äwwer die Blare, onser Jonge,
Die mösse fahre, sähd de Jroß.

Ich reg mich op, wenn so e Weitche
D'r janze Reiz von sinn Figur
So aapisch als Motorradbräutche
Spazeere fährt durch Wald on Flur.

Hör ich dat Deuwelsdeng nur brause,
Dann zedere mich de Knie vör Schreck.
Wenn se so durch die Jejend sause,
Dann sterwe Jäns on Hippeböck.

Mich könnt m'r joldene Eier jewe,
Ich führ nitt met, so sähd min Jroß;
Ich will min Däg en Frede lewe,
On jonn min Wege jehn zu Foß.

Pech

Acht Dag hätt m'r sich affjerackt,
De Koffer en- on usjepackt,
Dann sähd min Frau: „Ich waat noch jett,
Bis dat et Wähder richtig nett.“

Doch Reje kom op Rejeschur,
Ich frug dann onser Botterbur:
„Klört et sich op?“ De kickt mich an
On sähd: „Enä, et hält sich dran!“

Dat wor e Höörke en de Zupp,
Ich wollt doch met em Kejelklub.
Op Häretour, dat wor no us,
So lang min Fräuke noch zu Hus.

Jo, Fraue hant ne ej'ne Kopp,
Se schloß de Koffer widder op,
Dann sähd se zärtlich nett för mich:
„Ich fahr jarnitt, ich bliv bei dich!“

Sure Jurkezet

Wenn druße Sommerblome welke,
Dann es d'r Herbst noch nit mi wiehd.
För die, die Federhalder melke,
Es dann de sure Jurkezet.

Jlöwt, hengerm Jranium zu setze,
Dozu bei Malzkaffee statt Bier,
On sich de Verse affzuschwetze,
Jagd op em Liev et arme Dier.

M'r schriewt von Rose, Tulpe, Flieder,
Vom blaue Himmel, ewig klör,
M'r sengt von Wing on Liebe Lieder,
Doch wat m'r schriewt, es jarnitt wohr.

Et es e Handwerk, wie meist alles,
Et es en Öwerdriewerei —
On hätt d'r Dichter nie d'r Dalles,
Dann ließ hä woll die Schriewerei...



Horst Schulze-Förster †

Am 24. Mai 1940 fiel dreiundzwanzigjährig für Großdeutschland beim Sturm auf Calais der Düsseldorfer Horst Schulze-Förster. Um seinen frühen Heldentod trauert eine heimatliche Gemeinschaft, die von diesem feinsinnigen Vertreter echt Düsseldorfer Heimatart viel zu erwarten hatte. Er war einer der jungen Generation, die Großes zu leisten imstande war, und manches köstliche Vermächtnis seiner Feder liegt uns leider unvollendet vor. Allzu früh nahm der Tod diesem famosen Schilderer der heimatischen Belange die Feder aus der Hand. Das Schicksal wollte es so, aber unvergessen wird er bleiben, und sein stilles Schaffen, das uns wiederholt in einer Reihe von Veröffentlichungen in führenden Blättern und Tageszeitungen ergötzte, bleibt ein immer lebendiger Zeuge für diesen Menschen, der seine Düsseldorfer Heimat liebte in einem sonderlichen Ausmaß. In der Folge bringen wir seine letzte Abhandlung über eine höchst merkwürdige Geschichte aus der Altstadt, der er in hervorragender Weise Leben und Gestalt gab.

Schriftleitung.

Horst Schulze-Förster †:

Der pikante Braten

(Eine wahre Begebenheit aus der Düsseldorfer Altstadt)

Es war in jener Zeit im großen Weltkriege, als die Vorräte schon mächtig zur Neige gingen, damals, als man mit Karten einteilen wollte, wo schon nichts mehr einteilen war, wo das Brot aus Strohmehl und die Marmelade aus Steckrüben gemacht wurden, wo einem jeden der Magen knurrte, und die Bauern den Ansturm der Hungernden kaum abwehren konnten.

In der Bolkerstraße zu Düsseldorf wohnte damals ein biederer Schustermeister. Der hieß Schmitz und nährte seine Familie redlich. Seitdem Joseph, sein Sohn, einen Schreibebrief aus dem Feld geschrieben hatte, hatte Peter Schmitz einen Plan gefaßt. Und er scheute sich nicht, seine Idee unverzüglich auszuführen. Er setzte sich den Hut auf und zündete sich genießerisch eine bröckelige Havannaersatz an. Vater Schmitz war voller abgeklärter Ruhe. Selbst das aufgeregte Getue seiner beleibten Eehälfte konnte ihn nicht aus dem Gleichgewicht werfen.

„Ja, wo ist dann als widder dat Stöckske hin? Dat Mariechen hät et jewiß widder onger d'r Schrank jelät?“ Der Spazierstock war nicht zu finden.

„Sakrement noch emol, hol misch das Stöckske, Kenk!“ In der Küche kurzes Rumoren, schnelles Getrippel, Mariechen erscheint mit rotem Stupsnäschen, blauer Haarschleife und dem Krückstock in der Tür: „Oppa, isch möt eso jähn mit disch jonn! Wie jroß is dann eijentlich dat Ferkelsche?“

„Pschschscht . . .!“ Mutter Schmitz hatte schon erschreckt den Zeigefinger auf den Mund gelegt und rollte furchtbar die Augen, wobei der Daumen über die Schulter nach

der nachbarlichen Behausung deutete.

„Nu mach misch man keene Bohei, Emma, dat kann sich d'r Klinger und d'r Schorsch doch selbst verzälle, dat unsere Jong wat Anständiges zu esse hann will, wenn er morjen op Urlaub kütt!“ Vater Schmitz war noch ganz entrüstet, als er seine rechte Backe hinhielt, um sich einen fettigen Abschiedskuß von seiner Emma aufdrücken zu lassen.

„Und isch wäd tüschtisch d'r Dume halde!“ hörte er sie noch beteuern. Dann ging er die Treppe hinab.

*

In einem versteckten Niederrheindörfchen hinter Kaiserswerth war Peter Schmitz verschwunden. Er schlug ein paar Haken und stand nun vor dem schönen weißen Fachwerkbau mit den schwarzen Querstreben in der Wand. Schmitz klopfte an. Nichts rührte sich drinnen. „Sapperlot, die hant wohl schon jewittert, warömm isch hä erus komm?“ simulierte er. Also nochmal angeklopft. Sein horchendes Ohr vernahm schlurfende Schritte und unfreundliches Gebrumm. Ein Schlüssel wurde umgedreht, und ein rothaariges Ungetüm stand vor Peter Schmitz.

„Morjen“, sagte der, schien aber etwas verwirrt, sonst hätte er sich besser an die Tageszeit erinnert und den Hut abgezogen. Der vierschrötige Kerl mit dem Stiernacken riß sein Maul auf und schlug dem kleinen Schuhmachermeister seine Schaufelpranke auf die Schulter: „Aah, dat is jo d'r Pitter! Enä, dat is aber nett von Ösch, dat Ehr uns och emol besöke kütt! Erin mit Ösch, d'r Muckefuck is als paratjemaahrt!“

„Ja, isch komm Ösch jewiß wat on-

jeläje . . .“ Schmitz wurde ungefragt in die gute Stube geschubst. „Billa!“ gröhlte der andere in die Küche, „brenge glich e Töppke mie mit erin!“

„Ich will misch äwwer partu nit eso updrängele, isch wollt doch bloß kicke, wie et Ösch hä noch so jeht —“ Schmitz log unverschämt, war aber ganz Kavalier, als er jetzt mit galantem Bückling die Bäuerin begrüßte. „Ah, da ist ja Eure Frau Gattin! Enä, wat hammer ons lang nit mie jesänn.“

„Wie jeht et denn zu Hus? Mer hant als neulich noch e Paar Stibbele zu Ösch brenge wolle, äwwer wann kömmt unseers schon in de Stadt. Mer wolle ooch janit hin, und mer wöre froh, wenn et dat ganze Stadsvolk genau so mache dät un dobliwt, wo et hinjehöt.“

Der Wasserfall der runden Billa spülte die eben aufkeimende Hoffnung und das zurückkehrende Selbstvertrauen beim Schmitz wieder restlos fort. Da schnurrte die Bäuerin auch schon weiter: „Wat meint Ehr woll, Schmitz, wat sich hä eso e Stadsvolk erömdriwe dät. In alle Ecke sind se am spinze, ob et wat zu erjattern jiw!“

Der andere druckste, sah auf die Uhr, wollte endlich zur Rede kommen und machte einen kräftigen Anlauf. „Et is äwwer och e Elend bei ons. För eene kümmerlije Heringsstätz stelle mer ons morjens ömm halwer sibbe in de Kapuzinerjaß schon an, on et Fleisch hammer schon janz us em Etat jestrische!“ Die Bäuerin war ganz verdutzt, und der Schuster bekam Courage.

„Eja, on wenn de Lütt hä eso eröm spinze dont, dann sind et noch lang kinn schlechte Minsche. Ehr Bure hat jo noch immer e Höhnsche oder sonst wat Fettiges em Pott, on nach Maggisupp seht Ehr als och nit us!“ Schmitz winkte schon mit dem Zaunpfahl und drohte anzüglich zu werden. Jetzt fiel er sogar mit der Tür ins Haus: „On wenn isch Üsch janz ehrlich komme soll, dann is et jetzt och kei Jeheimnis mie, dat isch hä

erus jekomme bin, ömm emol nach wat Anständiges för d'r Mage zu linse. Oder mint Ehr, et wör för mich alde Mann e Pläisirke, he eruszutippele?“ Dem Schmitz schwoll der Kamm, der Bauer nickte enttäuscht, und die bissige Sibylla wurde giftig:

„Ach, kick ens an! Ehr wollt ons wohl öwerrumpele, wa? On isch kann Ösch nur verzälle, dat mer partu nix mi hant, Ehr och nix kritt, weil Ehr eso von henge eröm jekomme sid.“

„Bis still, Billa, und setz disch hin!“ Der Bauer schien sich etwas zu überlegen. „Du bis misch als widder zu couragiert, on för dem Schmitz, för dem Schmitz han isch immer noch wat öwrig — selvst wenn et ne Jrobian is!“ Der Besuch strahlte, die Bäuerin mußte sauersüß lächeln, und der Rothaarige runzelte die Stirn: „Sag ens, Billa, vom Ziska mösse mer doch noch e paar anständijje Batze do han?“ (Ziska war nämlich die vor Wochenfrist geschlachtete Vierzentnersau.)

„Och isch denke, mer wolle em dann lewer dat eene Höhnsche —“

„On wenn isch sach, dä Pitter kritt ne saftijje Batze vom Ziska, dann kritt he dä!“ Peng, schlug er die Faust auf den Tisch, peng, knallte die Bäuerin empört die Tür hinter sich zu. Die zwei Mannsleut schlichen sich in die Vorratskammer, zerrten sich einige runde Batzen hervor, säbelten mit scharfen Messern noch etwas dran herum. Dann wechselten zwei harte Taler den Besitzer, und mit schwerem Schuhkarton unter dem Arm flitzte Schmitz weit ausgreifend durch das quietschende Gartentor.

Spät am Abend war Peter Schmitz mit dem Schuhkarton heimgekehrt und traf seinen Sohn Joseph schon an, der mit dem Urlauberzug eingetroffen war. Am folgenden Tag machten beide ihren Sonntagsspaziergang, und das Mariechen durfte Papa und Opa begleiten.

Voller Wonne hantierte indessen Mutter Schmitz mit dem Braten, dem schwererstandenen Batzenstück der Ziska, in der Küche herum. Ihre Schwiegertochter half ihr nach Kräften. Da wurde geklopft und gehackt, gewürzt, gerührt, gebrutzelt, gesotten und gebraten, daß es im Hause schon verdächtig roch.

Störend wirkte nur das Geplärre des kleinen Adam in dem Nebenzimmer. „Lisbeth, jank flöck nach dem Rotzig kicke, vielleicht is he widder unpäßlich!“ Nach fünf Minuten erschien Lisbeth, die Schwiegertochter, wieder mit dem kleinen Adam auf dem Arm. Zwei fragende Blicke, und Mutter Schmitz empfahl, den Kleinen noch schnell frisch zu wickeln, ehe der Braten gewendet und mit weiteren würzigen Zutaten versehen werden sollte. Da es sich aber begab, daß der kleine Adam just in dem Augenblick splitternackt mit seinen Stampelbeinchen nebenan auf der Kommode lag, als draußen ein ungestümes Geklingel anhub, und da doch die Mutter Schmitz auch nicht vom Braten weglaufen konnte, befahl sie in ihrer resoluten Art: „Komm, Lisbeth, breng misch dat Jönke her, so wie he is, on mach ens de Dör op!“

Mit dem quäckenden Adam auf dem rechten Arm, rührte sie mit der linken Hand die Soße um, drehte das bruzzelnde Überbleibsel der Ziska auch mal auf die andere Seite, kostete dann kritisch mit dem Löffel und hörte nun, wie Lisbeth draußen die Tür öffnete.

„Ah, schönen juten Morjen, junge Frau, is d'r Herr Soldat noch nit da? — Wat, spaziere is he, och, isch hätt em eso jähn begrößt. Över e halv Johr han isch em doch nit mi jesänn, de staatse Kää. On watt he nit alles uszuhalde jehat hät! Wenn isch bedenk, wie die arme Kääs tagelang nix Vernünftiges in et Jedärms krieje — . . . äwwer do wöht he sisch geweß hütt meddag op dä leckere fette Brode freue, dä Ehr so

lecker do am schmore sid. Hoffentlich kann he em noch verdrare . . .“

Da, was ist das? Entsetzen und Jammer steht im Antlitz der Oma Schmitz. Sie sieht noch eben einen runden Bogen vom Adam auf den Braten zielen, sie hört es nur noch in der Pfanne aufzischen, dann wollen ihr die Sinne schwinden. Der Adam kräht vor Freude und Erleichterung, und Mutter Schmitz weint sich verzweifelt die Augen aus, sie will schreien, aufheulen.

„Han isch dat verdent, dat du misch dä ganze Brode vermasselst, du Lappes? Sapperlot, wat soll isch jetzt bloß mache, on wat wähd d'r Pitter sage — o Jott, o Jott!“ Das Heulen kam der armen Oma Schmitz wieder an, als sie so vom Adam zum duftenden Braten und vom duftenden Braten zum Adam guckte. Doch ihr schien was einzufallen. Sie zerrte eine Grimasse und lächelte bitter. Dann rief sie durch den Türspalt: „Lisbeth, komm ens flöck dat Jönke hole!“

Draußen klatschte die Tür vor der Nase von Schiffers Klara zu, und mit ausgestreckten Armen empfing die Schwiegertochter ihren Säugling, der schleunigst im Nebenraum wieder eingewickelt wurde. Lisbeth hatte aber „den Braten noch nicht gerochen“.

Ei, was tut sich denn jetzt da in der Küche? Mutter Schmitz äugt vorsichtig nach rechts und links, greift sich zwei Topflappen, packt dann den zischenden Kupferkessel, trippelt zum Spülstein und schüttet . . . nein sie schüttet nicht — — — „Enä . . . enä, isch don et nit. Isch kipp de Soß nit us.“ Sie setzt den Kessel wieder auf den Herd. „Dat Beste wegschödde, de Soß, wo de ganze Kraft drin is?“ Sie hatte einen Löffel genommen, lüftete den Deckel, schnupperte unsicher, besann sich jedoch auf halbem Wege und verzichtete lieber auf die Kostprobe. Aber der Entschluß war in ihr gereift: „On et wird doch jejesse!“

Dann ging sie in die Vorratskammer und holte das für morgen zurückgelegte Stückchen der Ziska ans Licht. Das war zwar etwas knorpelig, und ein Knochen steckte auch noch drin, aber Mutter Schmitz überlegte nicht mehr lange und machte es mit flinken Händen in einem anderen Topf zurecht.

Sintemalen nun wiederum gewisse Vorstellungen oder Eindrücke, insbesondere aber auch Gerüche, dem Gedächtnis anhaften und der Einbildungskraft sehr zuträglich sind, diese aber wiederum für den Geschmack oder Appetit äußerst abträglich sein können, wollen wir es der sorgenden Ehefrau Emma Schmitz aus der Bolkerstraße nicht verübeln, wenn sie nunmehr das restliche Stück lieber für sich zu reservieren gedachte.

*

Startbereit und mit allem Geschirr und Gerät bewaffnet, saß die Familie um den Tisch, am Kopfende Vater Schmitz, der schon ungeduldig auf dem Stuhl herumrutschte. Nur die Hausfrau fehlte noch.

„Wat se als widder hätt?“ forschte respektlos der Sohn. Doch plötzlich erschallte ein erlösendes „Aah“, und zwei knusperige Braten dampften durch die Tür.

„Kompliment, Kompliment, wie du dat widder so akkurat jemaht hes. Laß ons flöck emol schnuppere!“ Herr Schmitz saugt den Vollgenuß des größeren Bratens in sich hinein, alle bestaunen die zwei Meisterwerke, und man ist schon im voraus begeistert. Doch Mutter Schmitz hat das Salz vergessen, läuft rasch nochmal in die Küche und sucht es in allen Ecken.

Indessen übernimmt Vater Schmitz als das Haupt der Familie mit Würde das Amt des Zuteilens, schärft mit Bedacht das Messer und zerlegt zunächst die kleinere, dann auch die größere Ziska in wohl bemessene Scheiben und legt sie jedem gleich auf den Teller. Reicht dem Joseph gleich die



Zeichnung von Richard Bloos.

Hälfte des kleineren Stückchens, der Lisbeth den anderen Teil, und da es sich traf, daß seine Frau noch immer draußen Jagd auf das Salzfüßchen machte, schnitt er ihr ein mundgerechtes Stück von der duftenden Ziska herunter und schob es ihr freudig zu, nachdem er auch das Mariechen und sich selbst reichlich bedachte.

Jetzt kam seine bessere Hälfte mit dem Salz herein, schaute kritisch und fragend auf ihr Stück auf dem Teller und reichte Kartoffeln und Gemüse herum. Nun gab Vater Schmitz das Signal zum Reinhauen. Ei, das schmeckte und leckte, das schnaufte und schmatzte. Und Mutter Schmitzens ängstliche Frage, ob sie auch was vom kleineren Stückchen bekommen hätte, wurde von ihrem vielbeschäftigten Ehegesponst kopfnickend und vorschnell bestätigt.

„Enä, wie mürb dat he is“, meinte der eine. — „Als ob he einem nur eso op de Zong wegschmelzen tät“, ließ sich der andere vernehmen. — „On dat leckere Knusprije“ — „On wat für e schmalzig Söbke“, ging es hin und her. — „Dat delikat

Aroma kitzelt misch schon richtig in de Nas“, schwelgte der Sohn. — „Jupp, du häs recht, et es emol widder wat janz Pikantes!“ Der Alte machte aus seiner Überzeugung keinen Hehl.

*

Das Rasseln und Klappern der Messer und Gabeln, das Kauen und Schwitzen hätte immer noch weiter angehalten, wenn nicht — ja, wenn da bei Mutter Schmitz irgend etwas nicht gestimmt hätte. Sie schien etwas zu vermissen. Sie stocherte und suchte an ihrem Stück herum, von dem sie bereits die Hälfte mit vorzüglichem Appetit verdrückt hatte. Komischerweise wurde sie immer unsicherer, je mehr ihr Teil zusammenschumpfte. Ihr Gemahl schaute zunächst mit dem Blick eines in seiner Andacht Gestörten auf dieses unerklärliche Gehaben. Beim zweiten Aufblicken öffnete er schon den Mund zu einer Bemerkung, stellte jedoch noch rechtzeitig fest, daß er noch einen Bissen drin hatte. Beim drittenmal aber knurrte er: „Donnerlitsch, isch jlöw, du best jet am söke, Emma!“

„Du häst misch doch dat kleene Stöckske jejäwe, wa?“ Sie stellte eine scharfe Frage.

„Eja.“

„Ja, sapperlot, wo is denn dat Knökske?“

„Wat för e Knökske?“

„Dat von dem Ziska natörlisch!“ — Schweigen.

„Dat han isch doch hä!“ Joseph hatte es soeben festgestellt.

Bums, pardauz. Ein aufheulendes Huuuh zerreißt die wohlige Wärme und Behaglichkeit, die sich über dem Festschmaus angesammelt hatte. Mutter Schmitz zerrinnt in Tränen, sie weiß nicht mehr, was sie tut, als sie bekennt: „Jetz han isch em — huuuh — jetz han isch em doch jejesse!“

Jetzt ist aber auch der Krawall da.

„Wat häs du jejesse?“ Alles forscht gespitzt. — „Huuuh.“

„Mach misch kinn Fisimatensches, Emma. Isch will jetz wisse, wat du jejesse häs.“ Schmitz wird ungemütlich.

„Huuuh, isch han dä Brode vom — vom Adam mitjejesse, huuuh!“ Mutter Schmitz hat alle Fassung verloren. „Dä Brode vom Adam?“ — Peter Schmitz knallt mit der Faust auf die Platte, daß die Gläser hoppsen, „Ja, Himmelsakrament nochmol, mach misch hä kinne Skandal, Emma, isch laß misch nit verkasematuckeln!“ Die Zornesader schwillt, und Mutter Schmitz wird weich!

„Eja, isch wollt doch nix verderwe losse on — huuuh — dä Adam, eja, dä Brode is doch von dem Adam — huuh — naßje . . . , enä, dä Adam hät doch — huuh — in dä Brode — huuuh — rinje . . . , enä, isch kann et nit sage!“

Sturm im Wasserglas. Die Lampe Schaukelt, die Decke bebt, das Geheimnis wird gelüftet, Peter Schmitz rast vor Zorn. „So, so, on du häs disch nit e bitzke scheniert, ons von dem Zeuchs vörzusetze? Pfui, sag isch, pfui! De janze Verwandtschaft däs du ruiniere, on isch sag disch, dat isch von disch nix mi vörjesetzt han will, jawoll, nix mi, akkurat nix mi!“

Das Gewitter war auf dem Höhepunkt, da — — — — —

Da traute der Alte plötzlich seinen Augen nicht mehr. Der Joseph aß nämlich weiter!

„Ja, is disch denn komplett d'r Verstand flöte jejange?“ — „Och, isch han misch als jerad eso erus klamüsert, dat misch dä Brode doch eijentlich janz prima jeschmeckt hät. Besonders dat delikate Aroma . . .“ — Der Alte machte Stilaugen, schluckte zweimal und versuchte, etwas abgehackt zu lachen. Dann überlegte er aber nicht mehr lange, rückte den Stuhl zurecht und — stopfte und schlemmte wie ehedem.

„Du häs recht, Jüppke, do han isch jo nit mi dran jedacht.“ (Er hatte aber auch nicht

daran gedacht, daß der Joseph das ungewürzte Stück verspeiste.) „On von dem Adam dät mer doch och nix mi merke.“ Mutter Schmitz schluchzte noch und schluckte wieder.

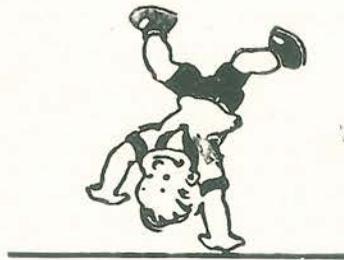
„Wat soll och dä Adam schon verderwe? So e proper Jönke!“

Da hauten sie alle wieder ein, und Skrupel und Zweifel waren verjagt. Schließlich

würgte Schmitz den letzten Bissen herunter, spülte ein kühles Bierchen hinterdrein und hob die Tafel auf, indem er sprach: „Silenzium. Leewe Emma, dat wor emol widder ene janz pikante Brode!“

Worauf er seiner Emma einen Kuß auf die tränenfeuchte Backe drückte.

Der Adam aber soll fürderhin ängstlich vom Kochpott ferngehalten worden sein.



Ons Aldestadt

Ich freu' mich immer, wenn wie hütt,
So Altstadtvölkske sammekütt,
So Lüttches, die us de Altstadt stamme,
Dröm roof ich Öch zu: „Goodenowend zusamme!“
Ich ben von Herze jän dobei,
Denn mer us de Altstadt, mer sind en de Reih'!
Mer wesse noch, wo ons Heimat steht,
Ja, onser Altstadt, die es noch wat wäht!

He hadde m'r Striet met de Bilker Rabaue,
Hee hätt ons d'r Lehrer de Box verhaue,
On hätt ons dä Schollmeester noch so verbläut,
Hee simmer zu Huus, hee krieje m'r Freud.
Hee simmer met de „Knüfkes“ marschieret,
Hee hammer ons Faßnacht als Weit maskiert;
Et Rad jeschlaare von früh bis spät,
Ja, onser Altstadt, die es noch wat wäht!

Hee hammer als Pute Lakritz jelutscht,
Hee hammer ons lanz de Kirch jeblutscht,
Hee hammer ons met de Klompe geschmeße,
Hee hammer de eeschte Box verschleße.
Hee hätt ons d'r Vatter, de Motter verbläut,
Hee simmer zu Huus, hee hadde m'r Freud.
Dat eene äwwer es janz jeweß:
Ne ärme Deuwel, dä nitt us de Altstadt es!

Paul Gehlen.

Georg Spickhoff:

Vom „schwazze Pitter“ vulgo „Mehlbüdel“

dem Düsseldorfer Original

Hans Müller-Schlösser hat durch den Titel seines im hiesigen Schauspielhaus mit Erfolg aufgeführten Volksstückes „Der Mehlbüdel“ bei den alten Düsseldorfern Erinnerungen an eine jener Typen wachgerufen, die als sogenannte Düsseldorfer Originale in manchen Gaststätten, namentlich der Altstadt, in Bildern festgehalten sind. Der wirkliche „Mehlbüdel“ war zwar nicht der von unserem einheimischen Dichter gezeichnete philosophierende Quetschbüdelspieler, sondern, wie wir ihn gekannt und ein Zeitgenosse geschrieben, ein „Alkoholiker schlimmster Sorte“. Wegen seines strähnigen schwarzen Haares wurde er früher der „schwazze Pitter“ genannt. Nicht allzu groß, von unersetzter Gestalt, ungepflegt, mit einer schief aufgesetzten hohen Ballonmütze auf dem schiefgehaltenen Kopf, einer Harmonikahose, einem im Winter und Sommer getragenen schäbigen Überzieher und einem derben Stock, krumm wie er selbst, schluffte er, am liebsten nichtstuend, durch die Altstadt, ab und zu in einer Tor- oder Haustürnische aus seiner stets mitgeführten Schnapsflasche einen genehmigend. Nur wenn diese leer war und ihn nüchtern werden ließ, suchte er durch Betteln oder — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — sogar durch Gelegenheitsarbeit sich die Mittel zu verschaffen, die es ihm ermöglichten, „sich bald wieder in jenen Zustand zu versetzen, in dem der Mensch vor lauter Glückseligkeit wunschlos wird“.

Mit Vorliebe spähte er in solchen „Notzeiten“ in den Straßen und Gassen nach einem mit Mehlsäcken beladenen Karren vor einer Bäckerei, um sich dem Meister

zum Hereintragen der Säcke anzubieten. Kein Wunder, daß wegen dieser nicht unbemerkt gebliebenen Tätigkeit der mit Mehl bestäubte „schwazze Pitter“, der ohnehin eine komische Figur abgab, von der Altstadtjugend den Spitznamen „Mehlbüdel“ erhielt und als solcher in die Galerie der Düsseldorfer Originale einging. Aber damit noch nicht genug, trug der aus einer der sackartig erweiterten Rocktaschen ständig hervorlugende Halm seiner halblangen Pfeife ihm noch den zweiten Spitznamen „Pieferöhr“ ein. Wenn eine Schar übermütiger Jungen und Mädchen ihn entdeckte, konnte man sicher sein, daß schon bald die Straße von dem Ruf — fast möchte man Feldgeschrei sagen — wiederhallte: „Mehlbüdel — Pieferöhr!“ Wandte er sich um und ging mit seinem erhobenen Knüppel drohend auf sie zu, dann hatten die kleinen Unholde ihren Zweck erreicht und verschwanden um die nächste Straßenecke.

Von einem folgenschweren Erlebnis mit dem Original „Mehlbüdel“ berichten die Aufzeichnungen des Bäckermeisters Hubert Neunzig († 1927), dessen Tochter „et Nies“ — Verzeihung Agnes —, eine echte Düsseldorferin, mir früher davon Mitteilung gemacht hat.

Hubert Neunzig war 1870 Lehrling in der Bäckerei und Brauerei Glasmacher, Flinger Straße 17. Da die wehrfähigen Gesellen zum Kriegsdienst gegen Frankreich eingezogen waren, war Glasmacher für manche Arbeiten auf Hilfskräfte angewiesen. Gelegentlich wurde auch der „schwazze Pitter“ von ihm mit dem Hereintragen von Mehlsäcken usw. beschäftigt. Als dieser eines Tages wieder gar kein

Geld, dafür aber einen um so größeren Durst hatte, kam er wie üblich durch den Torweg zum „Backes“ und fragte Glasmacher: „Baas, hatt ehr nix för mech ze donn?“ Dieser gab ihm den Auftrag, mit dem Lehrling Hubert den Keller zu schrubben.

Schon hatten beide eine Weile zusammen gearbeitet, als Pitter den Lehrling auf einmal fragte: „Häss' de schonn emol Wing gedronke?“ Als Hubert dies verneinte, meinte Pitter mit einem bedeutsamen Blick auf den durch einen Lattenverschlag abgetrennten Weinkeller: „Dann böss' du äwwer domm! Wenn ech he Lehrjong wör, ech wösst äwwer Bescheid!“ Der Versucher ließ nicht locker und zeigte Hubert, wie leicht er eine Latte lösen und eine Flasche klauen könne; noch besser wäre ja der Schlüssel; die Zeit sei günstig. „So e Dröppke Wing! Ha!“ Und schließlich hatte er den Lehrling so weit, daß dieser, wenn auch mit klopfendem Herzen, heimlich den Schlüssel herunterholte und eine Flasche Rüdesheimer aus dem Verschlag nahm. In sachkundiger Weise buddelte Pitter mit einem Nagel den Korken heraus und reichte Hubert die Flasche. Nun war der erträumte Augenblick da, wo dieser zum erstenmal in seinem Leben die herrlichste Gottesgabe Wein genießen sollte. Er trank und war — furchtbar enttäuscht. So schmeckte also Wein; und das sollte ein Genuß sein? Er hatte mit dem Schluck genug davon und reichte Pitter die Flasche, der sie ein paar-mal mit einem „E lecker Dröppke!“ schnalzend absetzte, bis er sie ganz hinter die Binde gegossen hatte.

Schon kam für Hubert die Reue. Er hätte alles darum gegeben, wenn er den bösen Streich hätte ungeschehen machen können. Er sagte dies auch verzweifelt dem Pitter. Aber es ist nun einmal der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Pitter gab dem Zerknirschten

nämlich den Rat, die leere Flasche aus dem Wermutsfaß zu füllen; „denn“, meinte er überzeugend: „Wermot hätt diesälwe Klör wie dä Wing.“ So geschah es denn auch. Pitter schlug dann den Korken ein, legte die Flasche wieder zu den anderen, drückte Hubert den Schlüssel in die Hand, damit er ihn schleunigst nach oben bringe, und war auf diese Weise behilflich, die Spuren der Missetat zu verdecken.

Einige Zeit war darüber vergangen, und Huberts Gewissen hatte sich bereits etwas beruhigt, als Meister Glasmacher eines Morgens in die Backstube kam und in höchster Erregung erzählte, daß — er konnte es gar nicht fassen — in einer Weinflasche, die er seiner Tochter nach Jülich als Stärkungsmittel geschickt habe, statt Rüdesheimer Wermut gewesen sei.

Hubert ist starr vor Schrecken, wenn auch auf ihn als den sogenannten „Benjamin“ des Hauses nicht der geringste Verdacht fällt. Vielleicht aus Freude darüber, daß ihm nichts passieren kann, oder, wie er selbst später meinte, aus unglaublicher Dummheit und Mitteilungsbedürfnis erzählt er unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Hergang seinem Freund und Lehrkollegen Wilhelm. Trotz seines Versprechens hält dieser sein Wort nicht, und schon am nächsten Tage bricht das Unwetter los.

Als die Frau Meisterin des Morgens zum Kaffeetrinken ruft und Hubert als erster in die Stube tritt, brüllt der Meister, der hinter dem runden Tisch auf dem Sofa sitzt, sobald er seiner ansichtig wird, ihn mit vor Erregung zitternder Stimme an: „Du Schw ... hund!“ Erschrocken und erstaunt sieht ihn Hubert an. Da dröhnt ihm noch unheimlicher entgegen: „Du Lomp!“ „Wä, ech? Watt hann ech denn jedonn?“ wagt Hubert noch zu fragen. Aber da ist es aus. Der Baas erhebt sich drohend und ruft, wenn er das noch sagen wolle, müsse er erst die Hundepitsche holen. Gerade erscheint der

treulose Lehrkollege und Verräter Wilhelm, welche Gelegenheit Hubert, dem ein Licht aufgeht, wahrnimmt, um in die Backstube zu laufen und dort der Dinge zu harren, die noch kommen würden. Aber es kommt vorläufig nichts.

Erst später stellte der Meister den Unglücksraben im Brauhaus und fragte ihn, wie alles gekommen wäre, worauf der Sünder ihm der Wahrheit gemäß berichtete. Hubert fühlte schon im Geiste die ihm nicht unbekannt schwere Brauerfaust auf sich herniedersausen, als — vielleicht im entscheidenden Augenblick — die Tür aufgeht und der „schwazze Pitter“ den Kopf hineinsteckt, mit seiner tiefen Stimme wie üblich fragend: „Baas, hatt ehr nix för mech ze donn?“ — Pause! — Meister Glasmacher ist zunächst sprachlos. Dann aber entläßt sich das Gewitter über Pitter: „Du verd . . . Lömmel! Loss dech he merr nitt mie kicke, sonß schlag ech dech de Knoche em Lief kapott!“ Nun ist Pitter, der die Rüdesheimer-Wermut-Angelegenheit in seinem chronischen Dusel schon vergessen hatte, sprachlos, retiriert auf den Hof, kann den groben Empfang nicht begreifen, kommt

zurück und fragt: „Ja, watt hann ech denn eigentlich jedonn?“ „Watt, dat wells de noch froge?“ schreit der Baas, greift nach einem Schwadenholz und wirft es dem darauf reißausnehmenden Pitter in großem Bogen zielsicher ins Kreuz. —

Hubert war aber fortan nicht mehr „onse Benjamin“; er hatte es im Hause Glasmacher gründlich verdorben. Der Gedanke, daß der Meister seine Drohung, ihn hinauszuerwerfen, vielleicht wahr machen würde, hat ihn bis zur Beendigung seiner Lehrzeit nicht verlassen. Meister Glasmacher hat seinem früheren Lehrling den Streich verziehen und später darüber gelacht. Ebenso hielt Hubert seinem Verführer, dem alten, unverbesserlichen Sünder Pitter, nicht ewig nach, daß er ihn in solche Ungelegenheiten gebracht hatte. Als Neunzig im Jahre 1876 im Hause Kurze Straße 13 ein eigenes Geschäft begründet hatte, fand sich nämlich auch der inzwischen in „Mehlbüdel“ umgetaufte „schwazze Pitter“ gelegentlich dort ein, um die Säcke mit Mehl, die Neunzig aus der „Berger-Mühle“ im Berger Tor bezog, ins Haus zu tragen.

Geleniana

Welche Bedeutung der Sippen- und Familienforschung im Rahmen der allgemeinen Geschichts- und Heimatforschung beigemessen werden muß, wird vielfach noch übersehen. Daß sich hier — wenn auch nur langsam — eine Wandlung vollzieht und vollziehen muß, beweisen die zahlreichen familiengeschichtlichen Veröffentlichungen der letzten Zeit. Auch in unserer Heimatstadt Düsseldorf sind auf dem Gebiete der Familienforschung, die aufs engste mit unserer Heimatforschung zu verknüpfen ist, noch mancherlei Aufgaben zu lösen. Um so erfreulicher ist es, daß der uns wohlbekannte Heimatschriftsteller Paul Gehlen sich der Mühe unterzogen hat, die Geschichte seiner Familie zu bearbeiten. Im Verlag Hub. Hoch (Düsseldorf) ist der erste Teil der „Geleniana“ — einer Genealogie und Geschichte der Familien Gehlen, von Gehlen, Giehlen, Geulen und ähnlicher Namensbezeichnung — erschienen. Im ersten Abschnitt der Familiengeschichte wird die Ableitung des Namens und seine verschiedenartige Abwandlung im Laufe der Jahrhunderte in einer guten Zusammenfassung

gebracht. Die Geschichte der einzelnen Familienstämme aus dem Lande Valkenburg (Maastricht), Westfalen und dem weiteren Niederrhein läßt die Verzweigung des Geschlechtes deutlich erkennen. Vor allem aber dürfte von Interesse sein, daß die Familie Gehlen bereits über 300 Jahre in Düsseldorf ansässig ist und schon im Jahre 1426 ein Gelen als Gutspächter in Kaiserswerth erwähnt wird. Seit 1603 ist das Vorkommen des Namens in der Stadt Düsseldorf nachweisbar. Die Zusammenstellung der in den Kirchenbüchern von St. Lambertus, St. Dreifaltigkeit in Derendorf, St. Martinus in Bilk, St. Suitbertus in Kaiserswerth u. a. m., sowie dem Bürgerbuch der Stadt Düsseldorf aufgeführten Familienmitglieder und die kurz gehaltene Lebensbeschreibung, bildet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Düsseldorfer Geschlechter. Möge auch diese wohlgelungene Darstellung einer Familiengeschichte mit dazu beitragen, daß Familiensinn und Familientradition, die Grundlagen völkischen Lebens, gefördert und vertieft werden zum Wohle der Volksgemeinschaft. Dr. Gustav Mücke, Stadtarchivar.

Herausgeber: Verein „Düsseldorfer Jonges“. Geschäftsstelle des Vereins: Rechtsanwalt Willi Molter, Düsseldorf, Blumenstraße 12, Fernruf 14767, der Schriftleitung: Humboldtstraße 105, Fernruf 63290. Schatzmeister: Kaufmann Albert Bayer, Düsseldorf, Schwanenmarkt 4, Fernruf 23571 und 60471; Bankkonto: Städtische Sparkasse, Düsseldorf, Zweigstelle Grafenberger Allee, Konto Nr. 830; Postscheckkonto: Köln Nr. 58492.

192 Druck und Verlag: Hub. Hoch, Düsseldorf. Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Paul Kauhausen, Düsseldorf; für den Anzeigenteil: Hub. Hoch, Düsseldorf. Anzeigenleitung: Fernruf 14041, Kronprinzenstraße 27/29. Klischees: Birkholz-Götte & Co., Düsseldorf. Unverlangten Einsendungen bitten wir das Porto beizulegen, andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgen kann. Nachdruck der Veröffentlichungen nur mit Genehmigung der Schriftleitung und Quellenangabe gestattet. Erscheint monatlich einmal. D. A. 1/39. 1 100 Stück. Preisliste Nr. 3 vom 20. 8. 1937.